

Tauschen, teilen, Erfahrungen sammeln: Das transformative Potential sozial-ökologischer Praxisformen

[Swap, share, experience: the transformative potential
of socio-ecological forms of practice]

Februar 2014

1. Einleitung

Der vorliegende Beitrag skizziert, wie das transformative Potential von sozial-ökologischen Praxisformen analysiert werden kann. Wir gehen davon aus, dass die Entwicklung hin zu einer zukunftsfähigen Gesellschaft einen radikalen Richtungswechsel im Denken und Handeln voraussetzt – eine große sozial-ökologische Transformation, die von Deutungsmustern über alltägliche Handlungsweisen bis hin zur institutionellen Verankerung reicht. Transformation ist dabei im ersten Schritt kultureller Wandel (vgl. Schneidewind 2013). Um gesellschaftliche Transformationsprozesse zu fördern, müssen wir die Deutungsmuster und Handlungsrouninen unserer Gesellschaft sichtbar zu machen und mit Alternativen konfrontieren. Wir glauben nicht daran, dass es Orte der „großen Weigerung“ geben kann, die außerhalb gesellschaftlicher Machtstrukturen liegen (Foucault 1978). Experimente mit alternativen Formen des Wirtschaftens und des Miteinanders können in Nischen und auf Halbinseln stattfinden (vgl. Habermann 2009). Dabei geht es uns nicht um die utopische Neuerfindung der Gesellschaft, sondern um Ansätze, die im Keim heute schon vorzufinden sind.

Wir betreiben engagierte Forschung. Das heißt, dass wir uns als BefürworterInnen einer sozial-ökologischen Postwachstumsgesellschaft und starker Nachhaltigkeit positionieren, mit Strategien experimentieren und diese zugleich erforschen. Ziel unserer Forschung ist es, diese Doppelrolle fruchtbar zu machen. Zum einen wollen wir unser wissenschaftliches Wissen handlungspraktisch werden lassen, zum anderen unsere lebensweltlichen Erfahrungen für die Theoriebildung nutzen. Engagierte Forschung bedeutet für uns, er-

gebnisoffen auf unsere Forschungsgegenstände zu schauen und Theorie darüber zu generieren, anstatt Beweise für ein normativ erwünschtes Ergebnis zu suchen (vgl. Amann/Hirschauer 1999).

2. Einordnung in den Diskurs

Ob der Zielzustand „Postwachstum“ oder „Nachhaltigkeit“ genannt wird: zwischen der Problematisierung heutiger Lebens- und Wirtschaftsweisen und dem Ziel liegt ein Weg, die Transformation selbst. Die Strategien dafür sind alles andere als trivial. Die Kluft zwischen „Attitude“ und „Behavior“ – aus dem Diskurs um das Umweltbewusstsein bekannt (vgl. Lange 2000) – irritiert, solange der Blick isoliert auf Individuen gerichtet ist, lässt sich jedoch gut erklären, wenn praxistheoretische Ansätze und Foucaults „Dispositiv der Kräfte“ hinzugezogen werden.

Wir untersuchen die Bedeutung, die Projekten zukommen kann, die im Hier und Jetzt neue, auf sozial-ökologische Transformation ausgerichtete Lebens- und Wirtschaftsweisen erproben. Diesen Projekten haftet ein experimenteller Charakter an; interessant werden sie da, wo sie in alltägliche Routinen eingeflossen sind. Selbstinitiierte Projekte verstehen wir als Suchbewegung, die sich *„in verschiedensten Formen soziale Bewegungen, Initiativen und Experimente“* ausdrückt (Blättel-Mink et al. 2013: 117f). *„Man geht davon aus, dass nichts bleiben muss, wie es ist, und richtet seine Lebenspraxis bewusst aufs Teilen und Tauschen von Ressourcen und Commoning aus“* (Baier et al. 2013: 84).

Bei unseren Darstellungen verschieben wir den Fokus von den in Projekten möglicherweise häufig wechselnden Personengruppen hin zu *Praxisformen*. Praxisformen verstehen wir als ein über mehrere Projekte hinweg typisches Arrangement von Praktiken und damit von Deutungsmustern, Fähigkeiten und Dingen. Eine Praxisform wie das Urbane Gärtnern wird in Projekten konkret, etwa im Prinzessinnengarten in Berlin-Kreuzberg, der ein Vorbild der sozial-ökologischen Transformation wurde (Nomadisch Grün 2012).

Im Diskurs schwankt die Deutung derartiger Projekte zwischen „Nische“, „Halbinseln gegen den Strom“ und „PionierInnen bzw. AgentInnen des Wandels“ (vgl. Leggewie/Welzer 2009, Habermann 2009; Blättel-Mink et al. 2013). In der Nische erfüllt die experimentelle Praxisform eine Distinktionsfunktion; oft ist sie an Widerständigkeit und „alternative“ Lebensstile gekoppelt. Dass sich diese verbreiten und zu einer übergreifenden gesell-

schaftlichen Transformation beitragen, erscheint allerdings unwahrscheinlich, so lange ein „Gesamtpaket“ eingekauft werden muss (etwa das Leben in einem Öko-Dorf, vgl. Kunze 2009). Potential, PionierInnen des Wandels zu werden, haben Praxisformen, die (theoretisch) anschlussfähig an eine Vielzahl an Lebensentwürfen bleiben und über die lokale Nische hinaus wirksam werden können. Es stellt sich dann die Frage, inwieweit die lokalen entwickelten Praktiken und Organisationsformen übertragbar sind und so Impulse für die Transformation setzen können. Beispielsweise erscheint Car-Sharing zunächst als eine weitgehend problemlos in unterschiedlichste Routinen integrierbare Praktik, die allerdings auf dem Weg der Integration in neue Kontexte ihren transformativen Impetus verlieren kann, oder sogar zu mehr Autonutzung durch neue Zielgruppen führt.

Erfolgreiche Projekte, die zu PionierInnen des Wandels werden, wirken über isolierte Einzelimpulse hinaus, werden sichtbar und attraktiv für die „Mitte der Gesellschaft“, und können schließlich kulturellen Wandel auf den Weg bringen (vgl. Leggewie/Welzer 2009; Blättel-Mink et al. 2013). Sie erschüttern Selbstverständlichkeiten. Dabei gilt, dass derartige Projekte und Initiativen zunächst auf der Ebene des konkreten Handelns wirksam werden, indem sie neue Erfahrungen vermitteln. Dazu gehört *„das Erleben, mit dem eigenen Handeln etwas bewegen zu können“* (Blättel-Mink et al. 2013: 118). Zugleich ist der Erfolg eines sozial-ökologischen Projekts nicht von Anfang an absehbar, es handelt sich vielmehr um riskantes Handeln, das zu einer sozialen Innovation führen kann.

Wir nennen Praxisformen dann „sozial-ökologisch“, wenn diese den Anspruch erheben, Beiträge zur sozial-ökologischen Transformation zu liefern. Die Frage nach den messbaren ökologischen Auswirkungen einer bestimmten Praxisform klammern wir in diesem Text dagegen aus. Dahinter steht die Überlegung, dass besonders geringe ökologische Auswirkungen einer Praxisform nicht hinreichend sind, um diese als „nachhaltig“ zu propagieren, so lange die Frage nach ihrem transformativem Potential nicht beantwortet werden kann. Wir legen den Fokus auf die Erfahrungen und das daraus resultierende alltägliche Wissen, das für den transformativen Charakter einer solchen Praxisform ausschlaggebend ist: dass andere Handlungsweisen möglich sind und dass Handeln auch neues Wissen produziert. Dementsprechend fragen wir danach, wann sozial-ökologische Praxisformen über transformatives Potential verfügen, und in welcher Weise typische Arrangements von Deutungsmustern, Dingen und Fähigkeiten dazu beitragen.

3. Praxis im Theoriebaukasten: Skills make a difference

Aus wissenssoziologischer Perspektive verstehen wir unter *Wissen* mehr als explizit verfügbares Faktenwissen. In Diskursen, auch in denen über Nachhaltigkeit und Postwachstum, rekurren wir auf abstraktes Wissen, auf kommunikativ vermittelbare, reflektierbare Wissensbestände. Dagegen ist lebensweltliches Wissen implizit und erscheint uns selbstverständlich. Dieses Wissen wird durch verkörperte Erfahrung gewonnen, oft ist es deshalb schwer, darüber zu sprechen (vgl. Hörning 2001). Dieses „Know How“ bezieht sich z.B. auf Bewegungsabläufe wie beim Radfahren. Wer diese Aktivitäten kompetent durchführen möchte, nutzt und produziert im Handlungsvollzug praktisches, erfahrungsbasiertes Wissen. So erwerben Aktive in Projekten „Know How“, das in vorhandene Wissensbestände eingeht.

Abstraktem Wissen schenken wir als Teilnehmende an wissenschaftlichen Diskursen viel Aufmerksamkeit, während lebensweltliches Wissen zu „alltäglich“: ja, selbstverständlich erscheint, um „salonfähig“ zu sein. Dabei prägt erfahrungsbasiertes, lebensweltliches Wissen unsere Weltentwürfe und unser Handeln (vgl. Mannheim 1970). Die Unterscheidung von erfahrungsbasiertem, implizitem Wissen und abstraktem, explizitem Wissen ist für die Wirkmacht von Praxisformen auf das Vorantreiben der sozial-ökologischen Transformation wesentlich. Wir vertreten daher die These, dass dem Erfahrungswissen eine wesentliche Rolle in der Gestaltung von Transformation zukommt. Es reicht weder aus, auf der Ebene des abstrakten Wissens und der Deutungen einen Bewusstseinswandel voranzubringen, noch, nur die Dinge selbst zu transformieren, z.B. durch Effizienzsteigerung. Als kristallisiertes Erfahrungswissen machen Skills den Unterschied.

Um in der Analyse sozialer Phänomene von der Orientierung am abstrakten Wissen zu einem umfassenderen Blick auf soziale Wirklichkeit zu kommen, bietet sich die Praxistheorie als „Theoriebaukasten“ an (Reckwitz 2003).

Während in der sozialen Wirklichkeit die Praktiken vielschichtig ineinanderfließen, sich überschneiden und wechselseitig beeinflussen, trennen wir analytisch das Geflecht der Praktiken in Vorder-, Mittel- und Hintergrund. Der Blick auf den Vordergrund richtet sich auf einzelne, isolierte Praktiken und ihre Bestandteile. Im Mittelgrund sind stabile Arrangements und Formen zu erkennen, zu denen sich Praktiken bündeln – Knotenpunkte im Geflecht der Praktiken. Dahinter liegt der Kontext, das machtförmige Zusammenspiel von

Praktiken, Diskursen, materieller Dinge und Infrastrukturen. Das netzförmige Dispositiv der Kräfte durchzieht und verknüpft das Geflecht sozialer Praktiken.

3.1 Vordergrund: soziale Praktiken und ihre konstitutiven Elemente

Handlungsvollzüge, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten und an unterschiedlichen Orten immer wieder auf eine ähnliche Art und Weise ablaufen, bezeichnen wir mit Reckwitz (2003) als soziale Praktiken. Als Grundelement des Sozialen reproduzieren und stabilisieren sie sich in ihrem Vollzug und strukturieren dabei die Gesellschaft. Sie sind wiedererkennbar und an geteilte Erwartungen gekoppelt. Praktiken schließen aneinander an und bilden so soziale Formen. Praktiken zweiter Ordnung dienen ihrerseits dazu, Praktiken aufrechtzuerhalten, zu reproduzieren und zu verändern (dabei sei an Institutionen ebenso wie an informelle Wege des Lernens gedacht, von der Schule bis zum wissenschaftlichen Kongress). Neue Praktiken entstehen nicht im luftleeren Raum, sondern beziehen sich auf den Kontext vorhandener Wissensbestände und die Grenzen und Möglichkeiten bestehender Strukturierungen.

Praktiken können als Arrangement aus „images“, „stuff“ und „skills“ gedeutet werden; typisch für spezifische Praktiken sind die – vom jeweiligen kulturellen und gesellschaftlichen Kontext abhängigen – Verknüpfungen zwischen diesen Elementen, deren Entstehung, Stabilisierung und Auflösung rekonstruiert werden kann (Shove 2002; Shove/Pantzar 2005; Shove et al. 2007). „Images“ bezieht sich dabei auf den kollektiven Sinngehalt sozialer Praktiken, auf Wissen und Deutungsmuster, aber auch auf die mit dem Praxisvollzug verbundenen reziproken Erwartungen. „Stuff“ umfasst die Bezüge von Praktiken zu technischen Artefakten und großtechnischen Systemen (vgl. Hörning 2001) genauso wie ihre Verknüpfung mit sonstigen materiellen Gegebenheiten und Elementen, unabhängig davon, ob diese der Natur oder der Kultur zugerechnet werden (Brand 2014: 175). „Skills“ schließlich meint das (inkorporierte) praktische Wissen, die mit Praktiken verbundenen Fähigkeiten und Kompetenzen.

Auch wenn Praktiken individuell oder in sozialer Interaktion vollzogen werden, enthalten sie – im Unterschied zur Handlungsvorstellung der Rational-Choice-Theorie – immer Bezüge zu übergreifenden Strukturierungen. Damit verknüpft sich die individuelle Handlungsebene mit der gesellschaftlichen Meso- bzw. Makroebene (vgl. Reckwitz 2003).

3.2 Mittelgrund: integrierte Formen sozialer Praktiken

Reckwitz (2003) spricht von „Bündeln von Praktiken“, die soziale Formen bilden. Wir bezeichnen im Folgenden wiedererkennbare Bündel oder „Knoten“ im Geflecht der sozialen Praktiken als *Praxisformen*. Eine Praxisform besteht aus mehreren, sich aufeinander beziehenden sozialen Praktiken, die auf eine spezifische Weise geordnet und miteinander verknüpft sind. Als Gestalt bleibt eine spezifische Praxisform als „typisch“ erkennbar, auch dann, wenn es zwischen einzelnen Instanzen erhebliche Variationen und Abweichungen geben kann.

So kann das Urbane Gärtnern als Gemeinschaftsgarten, Guerilla Gardening oder als mobiles Beet erscheinen und bleibt dennoch wiedererkennbar. In der Praxisform des Urbanen Gärtnerns bündeln sich mehrere soziale Praktiken, die ihrerseits typische Arrangements aus „images“, „skills“ und „stuff“ darstellen – etwa die verschiedenen Praktiken des Gärtners selbst, die damit verbundenen Organisationspraktiken und nicht zuletzt Praktiken der Gemeinschaftsbildung (vgl. Müller 2011, Baier et al. 2013). Variationen sind in allen drei Bereichen, die die Praxisform strukturieren, möglich: Es können unterschiedliche Deutungsmuster und Ansprüche an das Projekt bestehen (von Selbstversorgung bis Subversivität), die Fähigkeiten und Handlungsvollzüge selbst variieren ebenso wie die konkrete materielle Komponente (z.B. Flächen und Werkzeuge – Brache, mobiles Beet, öffentlicher Park). Über diese Variationen hinweg bleibt jedoch ein Wiedererkennungswert bestehen, der sicherstellt, dass gesellschaftliche Diskurse auf dieses Bündel von Praktiken als *eine bestimmte* Praxisform rekurren können.

3.3 Der kollektive Hintergrund sozialer Praktiken

Soziale Praktiken sind eingebettet in einen Kontext von Deutungsmustern bzw. Selbstverständlichkeiten. Diese Wissensbestände existieren kollektiv geteilt und definieren den Deutungshorizont einer Gruppe oder einer Gesellschaft (Mannheim 1970; Keller 2011). Deutungsmuster sind implizite, „sozial geltende, mit Anleitungen zum Handeln verbundene Interpretationen der äußeren Welt und der inneren Zustände“ (Platz/Schetsche zit. nach Keller 2011: 81). Diese Sinnhorizonte bieten Orientierung im Alltag, indem sie unsere alltägliche Wirklichkeit rahmen und gesellschaftliche Komplexität reduzieren. Deutungsmuster sind normativ wirksam, denn sie legen soziale Erwünschtheit fest. Der kollektive Wissensbestand der Gesellschaft reproduziert sich, kann sich in diesen Prozessen aber auch verändern. Daraus folgt, dass wissenschaftliche Erkenntnisse (z.B. zur Ressourcen-

krise) allein nicht ausreichen, um den kollektiven Wissensbestand zu stören. Solange die mit kollektiven Deutungsmustern verbundenen Erwartungen sich hinreichend bestätigen, solange sich dieser Wissensbestand im Handeln und zur Welterklärung also als passend erweist und nicht auf Krisen stößt, besteht – für ein Individuum wie für eine Gesellschaft – scheinbar keine Notwendigkeit, dazuzulernen. Das heißt auch: Je besser Neues sich in das Muster des Existierenden einpasst, desto eher wird es aufgenommen.

Der Kontext, in den soziale Praktiken und Praxisformen eingebettet sind, lässt sich allerdings nicht auf kollektive Wissensbestände reduzieren. Ebenso wirkmächtig – als begrenzende wie als ermöglichende Struktur – sind technisch und institutionell vergegenständlichte Kontexte (vgl. Hörning 2001, Brand 2014). Ein wichtiges Konzept sind hier die *Systems of Provision* (Fine 2002, Shove 2002, Brand 2009), also die langen, arbeitsteilig ineinandergreifenden Ketten, die in der Gegenwartsgesellschaft letztlich die Versorgung und Bedürfnisbefriedigung sicherstellen, und die den direkten Einfluss sich verändernder sozialer Praktiken – und damit auch den direkten Einfluss des „nachhaltigen Konsums“ – auf die damit verbundenen ökologischen und sozialen Konsequenzen begrenzen.

3.4 Das Dispositiv der Kräfte in der Wachstums- und Konsumgesellschaft

Mit Foucault (1978) gehen wir davon aus, dass sich die Wachstums- und Konsumgesellschaft als machtförmiges, stabiles Dispositiv der Kräfte historisch entwickelt hat. Das Dispositiv ist als Netz zu verstehen, das zwischen Diskursen, Institutionen, Praktiken, Deutungsmustern und Infrastrukturen gespannt ist (Foucault 1978: 119f). Die verschiedenen Elemente wirken in einem Spiel der Kräfte wechselseitig aufeinander ein. Daraus ergeben sich Machtbalancen. Wissensbestände und Handlungsweisen hängen demnach durch unsichtbare, machtförmige Verknüpfungen zusammen, die in Selbstverständlichkeiten verborgen sind. Vor diesem Hintergrund machen wir die Verknüpfungen und Deutungsmuster sichtbar, die sozial-ökologische Praxisformen von historischen Vorläuferinnen wie von ähnlichen Praxisformen trennen.

Um das Dispositiv der Wachstums- und Konsumgesellschaft zu transformieren, müssen sich neue Verknüpfungen von Wissen, Handlungen und materiellen Strukturen ins Spiel der Kräfte mischen, mittelfristig stabil bleiben, um sich aus Nischen hinaus zu entwickeln, und so die Trägheit sozialer Gewohnheiten zu überwinden. Erst wenn Praxisformen lange genug bestehen und die Verknüpfungen von Deutungen und alltäglichen Handlungen

verändern, dann ändern neue Formen im Vorder- und Mittelgrund des Sozialen auch den Hintergrund. Praxisformen wirken als Katalysatoren der Transformation, wenn sie in diesem Spiel der Kräfte kulturelle Selbstverständlichkeiten verschieben.

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, in diesem Spiel der Kräfte Veränderungen anzustoßen. Transformationsbestrebungen können an unterschiedlichen Stellen im Dispositiv der Wachstums- und Konsumgesellschaft anzusetzen: über Handlungsvollzüge neues, erfahrungsbasiertes Wissen hervor bringen, kontrastierende Wissensbestände in den Institutionen verankern, von institutioneller Seite aus Nachhaltigkeitshandeln unterstützen. Gleichermaßen trägt es zur Veränderung bei, wenn wir Praktiken institutionalisieren, aus Institutionen heraus kontrastierende Deutungsmuster stark machen oder über alternative Perspektiven einen neuen Blick auf Praktiken gewinnen – das ist das Anliegen unseres Papiers. Unsere These ist: Um Transformation in Schwung zu bringen, müssen unterschiedliche Strategien an verschiedenen Stellen im Spiel der Kräfte ansetzen. Dazu gehören auch mittelfristig stabile sozial-ökologische Praxisformen, die Alternativen zu bestehenden Routinen anbieten und zugleich Orte darstellen können, an denen Erfahrungswissen entstehen kann. Unser Anliegen ist es, sozial-ökologische Praxisformen auf ihr Potential dafür zu untersuchen, wie weit diese entscheidende Veränderungen im Spiel der Kräfte erreichen können.

4. Zwei Praxisformen der sozial-ökologischen Transformation: Umsonstläden und Formen des Urbanen Gärtnerns

4.1 Auswahl der Praxisformen – Begründung

Um zu analysieren, wie es um das transformative Potential von sozial-ökologischen Praxisformen steht, haben *Umsonstläden* und *Urban Gardening* als zwei Fallbeispiele miteinander verglichen. Wir beschreiben anhand von fünf Kriterien die Eigenschaften diese Praxisformen. An welchen Stellschrauben gesellschaftlicher Strukturen, Handlungen und Logiken drehen sie und inwiefern können sie als Pionierinnen der Transformation wirken?

Die beiden Fallstudien basieren auf Beobachtungen, die sich aus eigenen Erfahrungen und aus der Literatur bzw. aus Dokumenten der jeweiligen sozialen Bewegungen speisen. Sie dienen einer praxistheoretisch basierten Analyse, die Deutungsmuster und Wissens-

bestände, Praktiken sowie materielle Ankerpunkte und Infrastrukturen beleuchtet. Während die Praxisformen Umsonstläden bzw. Urban Gardening im Mittelpunkt stehen, greifen wir in den beiden Beschreibungen immer wieder auch auf kontrastierende historische und aktuelle Praxisformen zurück. Insgesamt folgt die Analyse dabei Prinzipien der Grounded Theory (vgl. Corbin/Strauss 2008).

Dabei sind für uns folgende Fragen zentral (Analyseraster):

- Zielen die Praxisformen auf sozial-ökologische Transformation oder haben sie den mildtätigen Anspruch, Lücken im Sozialsystem aufzufangen?
- Stellen sie „Teilen und Tauschen“ in den Vordergrund, im Sinne einer Aufwertung reproduktiver Tätigkeiten (im Anschluss an Biesecker/Hofmeister 2006)?
- Sind sie an Suffizienz orientiert, d.h. daran, ein gutes Leben zu gestalten, in dem wir genug, nicht mehr, nicht weniger haben (vgl. Schneidewind/Zahrnt 2013)?
- Welches erfahrungsbasiertes Wissen und welche Skills werden erworben?
- Wie attraktiv sind die Praxisformen – auch milieuübergreifend?

4.2 Der Umsonstladen und die Ordnung der Dinge

Seit Ende der 1990er Jahre erlebt die Idee der Umsonstläden in Deutschland eine Renaissance (vgl. CONTRASTE 2004; Habermann 2009). Im Sinne einer solidarischen Ökonomie geht es bei dieser Praxisform darum, einen Ort zu haben, an dem alle die Dinge, die sie nicht mehr brauchen, anderen zur Verfügung stellen können, und an dem zugleich alle ihre Bedürfnisse decken können, ohne an der kapitalistischen Konsumlogik teilzuhaben. Wichtig ist dabei die Grenzziehung zu mildtätigen Einrichtungen – die „konsumierende“ Nutzung eines Umsonstladens ist nicht an bestimmte Voraussetzungen wie Einkommensbescheinigungen gebunden. Darin unterscheiden Umsonstläden sich auch von Kleiderkammern oder Tafelläden. Idealerweise sollten diejenigen, die den Umsonstladen „konsumierend“ nutzen, identisch mit denjenigen sein, die hier die von ihnen nicht mehr gebrauchte Kleidungsstücke, Bücher und Gebrauchsgegenstände abgeben. In der Praxis ist dies nur teilweise gegeben.

Hinsichtlich der Nähe zur Suffizienzorientierung gehört zu vielen Umsonstläden die Vorstellung, dass die Mitarbeit in einem bzw. die Nutzung eines Umsonstladens dazu anregt, dass Menschen ihre Bedürfnisse reflektieren und sich so gegenüber den Besitz- und Werbeversprechen der Konsumgesellschaft zu immunisieren. Hier schwingt die Idee des Verzichts auf „Unnötiges“ mit. Zudem sollen Umsonstläden dazu beitragen, dass Dinge nicht

weggeworfen, sondern weiterverwendet werden, so dass deren Lebens- und Nutzungsdauer verlängert wird. Auch dies ist anschlussfähig an Suffizienzorientierungen. Dabei geht es nicht um den direkten Tausch, sondern um einen anonymisierten, nicht an Voraussetzungen und Vorbedingungen gebundenen Tausch, und damit auch um eine Entkopplung von der Logik abstrakter Tauschwerte, die mit bestimmten Gegenständen verknüpft werden.

Die Idee „Umsonstladen“ ist nun allerdings nicht neu, sondern taucht in gegenkulturellen Utopien und Projekten immer wieder auf. Ein literarisches Beispiel dafür ist Ursula K. LeGuins Roman *The Dispossessed* (1974), in dem u.a. eine anarchistische Utopie beschrieben wird, in der an die Stelle des persönlichen Besitzes die Versorgung mit Gebrauchsgegenständen aus dezentralen Lagerräumen rückt. Historisch kann auf das Beispiel der „Diggers“ verwiesen werden, die Ende der 1960er Jahre in San Francisco und später auch in anderen Städten der USA ihre anarchistische Geldkritik auch in sogenannten „Free Stores“ umsetzen, z.T. bis in die 1980er Jahre. (Kritische) Verweise auf diese Experimente mit einer alternativen Ökonomie finden sich entsprechend schon in den Transformationsdebatten der späten 1970er Jahre (Wenke/Zilleßen 1978: 392).

Um einen Umsonstladen zu betreiben, müssen eine Reihe von Voraussetzungen erfüllt sein. Zunächst braucht es einen Ort – idealerweise einen „Lagerraum“ und den eigentlichen „Laden“ samt Regalen, Sitzecke, usw. Bevorzugt werden mietfrei nutzbare Räume, etwa in besetzten oder zwischengenutzten Häusern bzw. in alternativen Zentren. Dort können nun nicht mehr benötigte Dinge abgeben und/oder benötigte Gegenstände mitgenommen werden; typischerweise Geschirr, Kleinmöbel, kleinere Elektrogeräte, Kleidung und Bücher.

Im Unterschied zu Mitnahme-Bücherregalen oder ähnlichen ganz offenen Angeboten gibt es zumeist eine Gruppe, die sich um den Umsonstladen kümmert. Zu deren Aufgaben gehört es, den Laden zu öffnen – beispielsweise einmal in der Woche –, den Raum sauber zu halten und aufzuräumen, nicht mehr gebrauchte Dinge entgegenzunehmen und gegebenenfalls zurückzuweisen, Dinge zu sortieren und auf die Einhaltung von Regeln zu achten. In einigen Umsonstläden gehört auch die Werbung um Spenden dazu. Während über die Experimente der „Diggers“ berichtet wird, dass hier deutlich mehr mitgenommen als gebracht wurde, ist unsere Erfahrung eher die umgekehrte: Der Umsonstladen wird als Abladeplatz für nicht mehr Gebrauchtetes in großen Mengen gesehen, dass dann aber keine

„AbnehmerInnen“ findet. Insofern gehört zu den Aufgaben der BetreiberInnen auch die Entsorgung von „Überschuss“ sowie von offensichtlich defekten Gegenständen, da die räumliche Lagerkapazität begrenzt ist. Grundsatzdiskussionen und die Aufgabenverteilung in der Gruppe finden oft in Plenen statt.

Zu den mit einem Umsonstladen verbundenen Deutungsmustern gehören die Ideen der solidarischen Ökonomie und der reflektierten Bedürfnisbefriedigung jenseits eines kapitalistischen Alltags. Konkret äußern diese sich in Selbstdarstellungen, aber auch in den Nutzungsregeln, die im Alltag eines Umsonstladens durchaus für Konfliktstoff sorgen. So gibt es meist Regeln dazu, wie viele Gegenstände von einer Person mitgenommen werden dürfen. Es wird auf unerwünschte Weiternutzungen hingewiesen, etwa auf ein Verbot, Gegenstände weiterzuverkaufen. Zur Deutung gehört auch die Selbstverortung, die je nach Projekt zwischen alternativer Nische und karitativem Vorhaben schwankt.

Zugespitzt lassen sich neben den BetreiberInnen vier typische Nutzungsgruppen unterscheiden. Nahe an den BetreiberInnen, milieuverwandt, teilweise deckungsgleich, auf jeden Fall mit ähnlichen Deutungsmustern hantierend, kann von einer „Tauschszenen“ gesprochen werden. Der Umsonstladen wird im Sinne des voraussetzungsfreien Tausches sowohl dazu genutzt, eigene, nicht mehr gebrauchte Alltagsgegenstände loszuwerden, als auch dazu, bei Bedarf Gegenstände mitzunehmen. Für die Tauschszenen verbindet sich die Nutzung des Umsonstladens mit einem bestimmten Lebensgefühl, sie wird als schick empfunden und ist durchaus mit Elementen der Distinktion versehen.

Hier gibt es strukturelle Bezüge zu Kleidertauschparties: Stilvoll gegen Verschwendung zu kämpfen und sich „zwischen Getränken und Musik ... glücklich“ tauschen, wie es auf <http://kleidertausch.info> heißt, sind Selbstbeschreibungen dieser hippen Events. Neben Tauschen und Teilen steht dabei der Spaßfaktor im Vordergrund. Kleidertausch ist anschlussfähig an Suffizienz-Orientierung, jedoch ist diese keine notwendige Bedingung. Ob tatsächlich Konsumlogiken unterlaufen und die Nutzungsdauer von Kleidern erhöht werden oder nur „Fehlkäufe“ weitergetauscht und so der Modelust neue Inspiration verschafft wird, hängt vom Setting und den VeranstalterInnen ab. Transformatives Potential besteht in der Änderung von Deutungsmustern: Im Kontrast zur mildtätigen Kleiderkammer für Bedürftige und dem Second-Hand-Laden sind SpenderInnen und EmpfängerInnen identisch; diese niedrigschwellige Aktivität kann ausschließlich gemeinschaftlich stattfinden.

Die Strahlkraft von Kleidertauschparties führt dazu, dass sie über Nischen hinaus attraktiv wirken.

Zurück zum Umsonstladen: Eine zweite typische Form der Nutzung sind „*EntrümplerInnen*“: Diese bringen große Mengen nicht mehr gebrauchte Dinge in den Umsonstladen und behandeln ihn dabei wie ein Wohltätigkeitsangebot. Es geht den EntrümplerInnen darum, „Gutes zu tun“. Sie selbst sind allerdings nicht daran interessiert, den Laden aktiv zu nutzen bzw. sehen keinen Bedarf dafür. Typische „Wohltaten“ sind Bücherkisten vom Dachboden oder das Kaffeegeschirr der verstorbenen Großtante. BetreiberInnen betrachten diese Gaben mit gemischten Gefühlen, da vieles sich als „unverkäuflich“ herausstellt, Platz wegnimmt und letztlich entsorgt werden muss. EntrümplerInnen wiederum reagieren irritiert, wenn ihre Spenden nicht dankbar und begeistert entgegen genommen werden.

Das Gegenstück sind NutzerInnen, die den Umsonstladen als „*Wohltätigkeitsangebot*“ sehen und erwarten, hier ähnlich wie in Kleiderkammern oder karitativen Second-Hand-Geschäften Kleidung und Gebrauchsgegenstände für den eigenen Bedarf zu finden. Diese Gruppe überträgt Erfahrungen damit auf den Umsonstladen. Sie ist serviceorientiert, erwartet eine gewisse Betreuung und reagiert verärgert, wenn dieser Erwartungshaltung nicht entsprochen wird, oder wenn das „Angebot“ des Ladens nicht den eigenen Wünschen entspricht. Häufig gibt es Unverständnis, wenn z.B. auf die Einhaltung der Drei-Teile-Regel gedrungen wird – es sind ja Dinge im Überfluss da, wieso wird das begrenzt? Diese Gruppe beteiligt sich selten „bringend“. Zum Teil wird der Umsonstladen auch als Aufenthaltsort genutzt.

Eine vierte NutzerInnen-Gruppe sind „*SchatzsucherInnen*“; zumeist professionelle Flohmarkt-, Ebay- oder AntiquitätenhändlerInnen oder SammlerInnen, die kein Interesse an Tausch und Teilen zeigen, und die den Umsonstladen nicht bedürfnisorientiert nutzen, sondern als Schatzkiste für Schnäppchen.

Deutlich wird in der Charakterisierung der unterschiedlichen Nutzungen die Abhängigkeit des Konzepts Umsonstladen von den vorgängigen Systems of Provision der Waren- und Konsumgesellschaft. Die Dinge, die im Umsonstladen mitgenommen werden können, sind ganz überwiegend nicht selbst hergestellt, sondern landen am Ende ihres Lebenszyklus im Umsonstladen – eine Art institutionalisierter Sperrmüll. Im Sinne einer Verlänge-

rung der Nutzungsdauer ist dies durchaus zu begrüßen, im Hinblick auf die Transformationsorientierung stellt die Abhängigkeit jedoch ein Problem dar. Sowohl in den Nutzungserwartungen als auch in materieller Perspektive besteht eine Abhängigkeit zu nicht an Transformation interessierten Systemen. Gleichzeitig stellt sich heraus, dass Umsonstläden nur ein eingeschränktes Feld von Bedürfnissen befriedigen können.

Da es sich bei den im Umsonstladen vorgehenden Gegenständen (ähnlich wie auf Flohmärkten) meist um Dinge am Ende ihres Lebenszyklus handelt, sind Defekte und Reparaturbedürftigkeiten häufig. Vieles, was gebracht wird, ist „aber doch noch gut zu gebrauchen“. Was tun mit dem angestoßenen Kaffeeservice, mit der schon fadenscheinigen Jeans, mit dem zehn Jahre alten Computer, mit dem Bügeleisen, bei dem das Kabel Verbrennungsstellen aufweist? Üblicherweise sehen sich Umsonstläden nicht für Instandsetzung und Wiederherstellung verantwortlich, die „Ehrenamtlichen“ haben weder die Zeit noch die Fähigkeiten dazu, diese Aufgabe zu leisten. Gleichzeitig ist – sofern es sich nicht um eine Ästhetik des Imperfekten handelt – zweifelhaft, welche NutzerIn tatsächlich die Mühe auf sich nimmt, die Jeans zu flicken oder das Bügeleisen auf seine Gebrauchsfähigkeit zu testen und gegebenenfalls zu reparieren.

Zu den Erfahrungen, die in Umsonstläden gemacht werden können, gehört idealerweise die reflektierte Bedürfnisbefriedigung jenseits des kapitalistischen Konsums. Die Weiterverwendung von Dingen aus dem Umsonstladen (oder, in diesem Sinne ähnlich, vom Flohmarkt), hilft dabei, sich abzugewöhnen, das nutzbar nur ist, was neu und im Hochglanz bereitgestellt wird. Allerdings wird zugleich die Erfahrung gemacht, dass viele Dinge beim besten Willen nicht mehr zu gebrauchen sind. Zudem lassen sich viele alltägliche Bedürfnisse im Umsonstladen nicht oder nur mit hohem Aufwand erfüllen, wenn etwa mehrere Wochen gewartet werden muss, bis dann doch mal eine noch halbwegs tragfähige Jeans in der richtigen Größe im Laden auftaucht. Die Praxisform Umsonstladen kann hier ihr eigenes Programm nur schwer erfüllen. Vielmehr wird sichtbar, dass Eigenproduktion und Eigenarbeit mit der globalen, arbeitsteiligen Warenproduktion nicht mithalten kann – ein kontraproduktives Ergebnis. Letztlich bleiben Umsonstläden damit eher Praxisformen (in) der Nische.

Anders würde es aussehen, wenn Umsonstläden Teil eines von Anfang bis Ende anders aufgestellten *Systems of provision* wären, wie dies im Bedürfnisfeld Nahrungsmittel teilweise – etwa mit Blick auf die solidarische Landwirtschaft – der Fall ist. Wichtig ist hier-

bei die (fehlende) Gemeinschaftlichkeit; zur Kehrseite eines öffentlich, niedrigschwelligen Angebots, wie es ein Umsonstladen sein will, gehört die Diffusion von Verantwortung und das Fehlen einer gemeinsam geteilten Identität, was „regelwidrige“ Nutzungsweisen erleichtert. Ein gemeinschaftlich gedachter Umsonstladen würde zudem das Problem entschärfen, dass überwiegend Dinge am Ende ihres Lebenszyklus dorthin wandern. In kleinerem Maßstab sind „Tauscheken“ in Wohnprojekten oder öffentliche Bücherschränke in Kirchengemeinden oder Hotels ein Schritt dorthin. Diese Mini-Umsonstläden sind sehr niedrigschwellig und weisen eine hohe Akzeptanz in der Mitte der Bevölkerung auf. Sie haben jedoch nicht den Anspruch, Bedürfnisbefriedigung kritisch zu reflektieren, sondern bieten eine Möglichkeit, die Nutzungsdauer von Gegenständen zu verlängern, die ansonsten sehr kurz wäre: So können Krimis, die ohnehin nicht zweimal gelesen würden, im Freibad dank dem „Krimipool“ getauscht und geteilt werden.

Eine Erweiterung in Richtung Systems of Provision mit transformativem Potential könnte darin bestehen, einen Umsonstladen mit einem *Repair Café* zu verknüpfen. Repair Cafés sind Praxisformen, die sich gegen geplante Obsoleszenz und Materialverschwendung wenden und Re-Skilling praktizieren: Bei Kaffee und Kuchen treffen sich Leute, um gemeinsam defekte Gebrauchsgegenstände zu reparieren. Anspruch ist, kein Reparaturservice zu sein, sondern eine Selbsthilfeunternehmung (vgl. Baier 2013). Ähnlich wie beim Urban Gardening haben Repair Cafés eine Strahlkraft, die sie anschlussfähig an mediale Diskurse macht. Die Deutungsmuster von Repair Cafés fügen sich nahtlos an die des Umsonstladens. Im Unterschied dazu werden hier allerdings Fähigkeiten des Erhaltens und Gestaltens aufgewertet. Auch im Sinne eines Re-Skillings würde die Kombination beider Praxisformen es ermöglichen, Gebrauchsgegenstände aus dem Umsonstladen durch dessen NutzerInnen wieder instand zu setzen, wobei das Repair Café die notwendigen Gerätschaften und das Handlungswissen bereitstellt. Ähnlich wäre die Kombination aus Kleidertauschparty und Nähatelier. So verknüpft vermittelt ein Umsonstladen nicht Ohnmacht gegenüber den Effizienzen und Dysfunktionalitäten der global-arbeitsteiligen Produktion; vielmehr könnte die Erfahrung, Gegenstände kostenlos zu bekommen und in gemeinschaftlicher, angenehmer Atmosphäre selbst wieder nutzbar zu machen, dazu beitragen, Transformation tatsächlich erfahrbar zu machen.

4.3 Urban Gardening und Nahrungsmittelproduktion

Urban Gardening hat sich in Deutschland in den letzten paar Jahren explosionsartig ausgebreitet. Es ist eine Praxisform, bei der in der Stadt Grünflächen in Gärten umgewandelt werden. Analog zum Repair Café wird mit Upcycling experimentiert und handwerkliche Skills erlernt. Ziel und Anspruch ist es, die Nahrungsmittelproduktion aus globalen Wirtschaftskreisläufen zu lösen und selbst in die Hand zu nehmen, lokal, ressourcensparend und gemeinschaftlich Gemüse und Obst anzupflanzen. Eine wichtige Rolle spielen dabei das Erlernen von Kulturtechniken (Re-Skilling) und das Teilen der Ernte. Urban Gardening wohnt ein subversives Selbstverständnis inne. Anspruch ist nicht, dauerhaften Widerstand gegen bestehende Strukturen (im Sinne einer Gegenmacht) zu leisten. Stattdessen werden Urbane Gärten performativ genutzt, z.B. durch Installationen oder mobile Gartenkarawanen. Man *„übt präzise kleine Schläge ... aus, die sofort transformieren. Wichtig ist das 'Hier' und das 'Jetzt'.“* (Werner 2011: 66).

Bekannt wurde die Bewegung zunächst mit Interkulturellen Gärten, die es seit Mitte der 1990er Jahren gibt, mit Fokus auf dem Austausch von Menschen aus unterschiedlichen kulturellen Kontexten. Urbane Gartenprojekte haben unterschiedliche Namen und Ausrichtungen: Interkulturelle Gärten, Guerilla Gardening, Gemeinschaftsgärten, Kiezzgärten, Campusgärten, mobile Gärten und Essbare Städte (vgl. <http://www.anstiftung-ertomis.de/urbane-gaerten/gaerten-im-ueberblick>). Von ihrem historischen Vorläufer, den Schrebergärten, unterscheidet sich diese Praxisform in mehreren Dimensionen.

Materielle Ankerpunkte von Urban Gardening können Kleingartenparzellen sein oder öffentliche Anlagen, meist werden jedoch zuvor ungenutzte Flächen in Gärten verwandelt. Auf der Ebene der Handlungsvollzüge, beim Gestalten, Pflanzen, Pflegen und Ernten, gibt es zunächst große Ähnlichkeiten zum Gärtnern im Schrebergarten. Bei genauerer Analyse lassen sich die Handlungsvollzüge nicht von Deutungen trennen: Wer mit dem Garten nach der Arbeit seine Familie mit Gemüse versorgen will, gärt mit anderer Intensität und anderen Methoden als jemand, der in einem Gemeinschaftsgarten mitarbeitet, weil das zu seiner/ihrer Lebensqualität beiträgt.

Die Images und Deutungen, die die Praxisform Urban Gardening ausmachen, weichen deutlich vom traditionellen Kleingärtnern ab. Schreber- bzw. Kleingartensiedlungen, oft am Rand von Bahntrassen gelegen, waren zunächst dafür vorgesehen, Arbeiterfamilien

Zugang zu gesunden Nahrungsmitteln zu ermöglichen. Eingezäunte Parzellen wurden zum Eigenanbau von Gemüse günstig verpachtet. Dahinter steht die Idee, Lücken im Sozialsystem zu schließen, konkret die damalige Tatsache, dass Arbeiterfamilien aufgrund knapper Ressourcen sonst nicht in der Lage waren, sich mit frischen, hochwertigen Nahrungsmitteln zu versorgen. Sie sollten sich von „zu wenig“ verbessern können auf „genug haben“.

Die neuen Gärten wollen keine Randexistenz fristen: Sie verstehen sich als Räume, in denen städtische Lebensqualität anders gestaltet werden kann (vgl. Müller 2011). Die Flächen werden teilweise von der Stadt zur Verfügung gestellt, teilweise günstig gepachtet. Zäune und Parzellierung gibt es nicht, das Gelände wird gemeinsam gestaltet und gepflegt. Die Ausrichtung von Urban Gardening ist stark suffizienzorientiert, sie wollen *„mit sehr viel weniger Ressourcenverbrauch trotzdem ein besseres Leben“* (Aslan/Müller 2014). Der Gemüseanbau orientiert sich in Richtung Subsistenz; saisonale Überschüsse werden eingemacht, geteilt oder verschenkt. Durch begrenzte Flächen und Arbeitsintensität ist die ganzjährige Selbstversorgung für alle Aktiven ausgeschlossen, der experimentelle Charakter steht im Vordergrund.

Partizipation, Tauschen und Teilen werden groß geschrieben. Engagierte kommen aus verschiedenen Milieus: junge Leute, darunter auch „Urban Hipsters“ mit Hochschulbildung, KünstlerInnen, Familien mit Migrationshintergrund, RentnerInnen mit Zeit und Erfahrung (vgl. Müller 2011). Partizipation und Gemeinschaftsorientierung sind zentrale Charakteristika Urbaner Gärten.

Urbane Gärten haben einen hohen Grad an Öffentlichkeit, die Partizipationsschwelle ist gering: Statt Zäunen gibt es meist Schilder, die zum Mitmachen und Miternten einladen, teilweise Hinweise, welche Arbeiten anstehen. Innerhalb der Praxisform Urban Gardening gibt es hier Variationen: Manche Gärten verstehen sich als komplett offen (z.B. Bambis Beet in Freiburg), andere (z.B. interkulturelle Nachbarschaftsgärten) haben eine feste Gruppe an Engagierten, die untereinander teilen. Gemein ist den Urbanen Gärten die Abgrenzung von Mildtätigkeit: Gemüse und Saatgut dürfen kostenlos mitgenommen werden unabhängig von der Kategorie der Bedürftigkeit. Es gibt im Unterschied zu Praxisformen wie Umsonstladen oder Foodsharing keine Trennung zwischen „SpenderInnen“, „AktivistInnen“ und „KonsumentInnen“: Engagierte helfen und profitieren zugleich. Dabei erwerben sie handwerkliche Fähigkeiten und sammeln erfahrungsbasiertes Wissen zu den

Arbeitsschritten zwischen Saat und Verzehr. Die Gartenprojekte transportieren den Anspruch, praktisch zu zeigen, wie Transformation vor Ort laufen kann: *„Ihr Motto: sie fangen schon mal an. Sie reproduzieren Saatgut selbst, tauschen es untereinander, statt Hybridsorten im Baumarkt zu kaufen, ... ziehen lokales Gemüse, bereiten es im Idealfall gleich vor Ort zu und verspeisen es – klimaneutral und in bester Qualität – gemeinsam mit anderen Gartennutzern.“* (Müller 2011: 25).

Dabei machen die GärtnerInnen zudem die Erfahrung, wie sich produktive und reproduktive Tätigkeiten gleichwertig verbinden: anbauen und entspannen, ernten und genießen (vgl. Werner 2011).

Der transformative Charakter – durch die Betonung von lokal-saisonalen, ressourcenleichter Produktion von Nahrungsmitteln, Erwerb von handwerklichen Skills, Suffizienz-Orientierung und die Experimentierlust mit kollektiv getragenen Praktiken – verbindet Urban Gardening mit Projekten der solidarischen Landwirtschaft und trennt sie von service- und convenience-orientierten AnbieterInnen. Während solidarische Landwirtschaftsprojekte ihre Flächen ins stadtnahe Umland verlagern und Vollversorgung anstreben, die Mitglieder weniger „ackern“ und professionelle GärtnerInnen eingestellt sind, bleibt die Orientierung ähnlich (vgl. Baier et al. 2013).

Dagegen ist die Gemeinsamkeit mit dem Kauf von Gemüse im Bioladen bzw. Supermarkt auf Bio-Standards der Nahrungsmittelproduktion beschränkt, Wachstums- und Konsumlogiken müssen kaum in Frage gestellt werden für diejenigen, die sich den Konsum uneingeschränkt leisten können – darunter auch die Frage, welche Art von Bioanbau, Betrieb und Infrastruktur hinter verschiedenen Biosiegeln, Labels und Läden steht und ob dieser noch eine transformative Zielrichtung beinhaltet. Im Gemüseregal der Bioläden und -supermärkte gibt es ganzjährig beliebte Gemüsesorten zu kaufen, auf lokale und damit saisonale Herkunft zu achten, bleibt den KonsumentInnen überlassen. Auch Biokisten, die Gemüse direkt vom Hof liefern, orientieren sich daran und kaufen im Winter häufig nicht-regionale Erzeugnisse zu, Paprika oder Mangos. In den Systems of Provision der biologischen Landwirtschaft, des Transports und der Vermarktung geht es nur begrenzt um transformative Praktiken. Es ist nicht wichtig zu wissen, wie das Gemüse gedeiht – nicht einmal, ob es lokal-saisonal verfügbar ist. Und schon gar nicht, welche Formen des Miteinanders während der verschiedenen Arbeitsschritte gepflegt wurden.

Im Bereich Nahrungsmittelkonsum zeigt sich die Kraft von Umdeutungen. Das historisch aus der Not geborene „im Müll nach Essen Suchen“ wird beim Containern zum „Essen Retten“. Aus dieser aktuell illegalen Praktik hat sich die digitale Vernetzungsplattform Foodsharing entwickelt, um Nahrungsmittelüberschüsse zu „retten“ und zu teilen. Transformatives Potential hat Foodsharing in Kopplung mit Urban Gardening und solidarischer Landwirtschaft.

5. Fazit und Diskussion

In unserer Untersuchung der beiden Praxisformen *Urban Gardening* und *Umsonstläden* ist deutlich geworden, dass Unterschiede im transformative Potential sozial-ökologischer Praxisformen existieren. Werkzeuge aus dem praxistheoretischen Baukasten sind geeignet, diese Unterschiede zu analysieren. Neben den von uns als Analyseraster verwendeten Fragestellungen, die nun im Vergleich der beiden Praxisformen zusammengeführt werden (5.1), zeigt die Analyse, die Notwendigkeit, sich mit der Anschlussfähigkeit an Alltagsroutinen (5.2) sowie mit Bezügen der Praxisformen zu Systems of Provision (5.3) auseinanderzusetzen, um deren transformatives Potential zu beurteilen. Insgesamt ergibt die praxistheoretisch und wissenssoziologisch fundierte Auseinandersetzung mit sozial-ökologischen Praxisformen eine Reihe von Anregungen für den Aufbau und die Gestaltung von Projekten mit einem transformativen Anspruch.

5.1 Praxisformen im Vergleich

Ausgehend von den Kriterien unseres Analyserasters ziehen wir zum Vergleich der beiden Praxisformen zunächst folgende Kategorien heran: 1. Teilen und Tauschen, 2. Aneignung von Skills und erfahrungsbasiertem Wissen, 3. Suffizienzorientierung, 4. Transformationsorientierung vs. Mildtätigkeit und nicht zuletzt 5. Spaß bzw. Attraktivität.

(1) *Tauschen und Teilen* in der Alltagspraxis zu verankern bedeutet, reproduktive Tätigkeiten (im Sinne von Biesecker/Hofmeister 2006) aufzuwerten und mit produktiven Tätigkeiten zu verschmelzen. Dies passiert in Praxisformen, in denen erhalten und gestaltet wird, die teilen und tauschen kultivieren, die reparieren, instand halten, pflegen, Netzwerke knüpfen und gemeinsam feiern. *Umsonstläden* orientieren sich zwar am Ideal der solidarischen Ökonomie und an der Weiterverwendung von Dingen; je nachdem, wie stark NutzerInnen und BetreiberInnen sich überschneiden, liegt der Schwerpunkt eher auf

Tausch bzw. Verschenken und Nehmen (bei Überlappung beider Gruppen) oder eher auf einseitigen und asymmetrischen Nutzungsformen. *Repair Cafés* sind ein weiterer Schritt Richtung Teilen. Im *Urban Gardening* spielt das Tauschen (etwa von Saatgut) und Teilen (Ernte, Werkzeuge, gemeinsame Bewirtschaftung) eine große Rolle; das Teilen ist dabei nicht auf die Aktiven begrenzt. Die produktiven und reproduktiven Tätigkeiten der GärtnerInnen verflechten sich zudem mit (Re-)Produktivität der kultivierten Natur. Beim *Foodsharing* stehen das Teilen nicht mehr gebrauchter Lebensmittel im Vordergrund; die *solidarische Landwirtschaft* ist ebenfalls am Teilen orientiert, begrenzt dies aber auf eine Mitgliedergruppe.

Insgesamt kommt der durch Teilen und Tauschen gekennzeichneten reproduktiven Sphäre und ihrer Verschmelzung mit produktiven Tätigkeiten eine große Bedeutung für das transformative Potential von Praxisformen zu. Auch im Rahmen der Commoning-Debatte taucht dabei immer wieder die Frage nach den Grenzen der tauschenden und teilenden Gemeinschaft auf.

(2) Die *Aneignung von Skills* bedeutet das Erlernen von Kulturtechniken (Re-Skilling), z.B. das Kultivieren samenfester Gemüsesorten, und das Reparieren/Instandhalten von Gebrauchsgegenständen. Daneben stehen organisatorische und kommunikative Fähigkeiten, etwa das Know How, sozial-ökologisch orientierte Projekte zum Laufen zu bringen und am Leben zu erhalten. Während letztere auch für den *Umsonstladen* eine wichtige Rolle spielen, findet ein Re-Skilling dort kaum statt. Für sich stehend kommen im Umsonstladen eher die Skills und Deutungsmuster der Dienstleistungsgesellschaft zu tragen, also etwa das Annehmen, Einräumen, Aussortieren von Waren und die Beratung von „KundInnen“. Wie bei Tauschen/Teilen würde erst die Kombination aus Umsonstladen und *Repair Café* das Repertoire des dort erfahrbaren praktischen Wissens deutlich in Richtung Kulturtechniken (etwa Werkzeuggebrauch) erweitern. Dagegen hat Re-Skilling beim *Urban Gardening* einen sehr hohen Stellenwert. Das Gärtnern ist mit einer Vielzahl an praktischen Erfahrungen und dem Erlernen entsprechender Fähigkeiten verbunden. Die erfahrbare Wirksamkeit des eigenen Tuns erhöht die Attraktivität dieser Praxisform.

Es zeigt sich, dass dem Erfahrungswissen eine wesentliche Rolle in der Gestaltung von Transformation zukommt. Wenn sich durch implizites, erfahrungsbasiertes Wissen unser alltägliches Know How zum Teilen und Tauschen erweitert, verändern sich auch Selbstverständlichkeiten und Deutungsmuster. Die Kluft zwischen „Attitude“ und „Behavi-

or“ verringert sich. Durch Engagement, durchs Tun erscheint eine zuvor starre Welt als veränderungsoffen und gestaltbar (vgl. Leggewie/Welzer 2009).

(3) *Suffizienzorientierung* bedeutet, ein gutes Leben unter reduziertem Ressourceneinsatz zu gestalten (vgl. Schneidewind/Zahrnt 2013). Der *Umsonstladen* erscheint in dieser Dimension als ambivalent: auf der einen Seite steht die Idee der solidarischen Ökonomie, der Anspruch zur reflektierten Bedürfnisbefriedigung, der zu einem bewussteren Umgang mit Konsum führen soll und hinterfragt, was tatsächlich gebraucht wird, sowie die Verlängerung der Nutzungsdauer von Gegenständen. Die Abhängigkeit von vorgängigen Systems of provision führt allerdings zu einer Ohnmachtserfahrung. Wenn der Umsonstladen nur als Abladeplatz für Dinge erfahren wird, die niemand mehr braucht, die niemand repariert, und die letztlich weggeworfen werden müssen, kippt die Suffizienzorientierung. Diese Diskrepanz zwischen Idee und Umsetzung fällt beim *Urban Gardening* deutlich geringer aus. Die Erfahrung der regionalen, saisonalen Nahrungsmittelproduktion ebenso wie die freiwillige Begrenzung, „genug, nicht mehr, nicht weniger“, spielen hier eine wichtige Rolle.

(4) *Transformationsorientierung vs. Mildtätigkeit*. Viele historische Vorläufer und aktuelle Varianten der beiden untersuchten Praxisformen orientieren sich am Deutungsmuster der Mildtätigkeit mit entsprechenden Ausschlüssen (Bedürftigkeitsnachweis) und typischen Handlungsweisen und Erwartungen. Weder *Umsonstläden* noch *Urban Gardening* wollen karitative Projekte sein. In beiden Fällen wird Wert darauf gelegt, dass eine Teilnahme nicht an Bedürftigkeit gekoppelt ist. Faktisch ergibt sich allerdings die Problematik – beim Umsonstladen (der parallel zu beispielsweise *Kleiderkammern* stattfindet) deutlich stärker ausgeprägt als beim Urban Gardening mit dem historischen Vorläufer der *Schrebergärten* –, dass Deutungsmuster aus dem Bereich der Mildtätigkeit abgerufen werden und die eigentlichen Projektideen und Praktiken überlagern. Im Umsonstladen zeigt sich dies an den Konflikten, die aus der Konfrontation mit „EntrümpelInnen“ einerseits NutzerInnen mit einem Wohltätigkeitsschema und daraus erwachsenden Erwartungen andererseits entstehen. In die andere Richtung stellt sich die Frage nach der Abgrenzung zum „Lifestyle“-Konsum.

Insofern besteht eine wichtige Frage hinsichtlich des transformativen Potentials dieser Praxisformen darin, zu klären, wie erreicht werden kann, dass eine Praxisform zwischen dem Deutungsmuster der Mildtätigkeit einerseits und der medialen Deutung als „schicke“

Konsumalternative andererseits die ihr eigene, transformative Suffizienzorientierung beibehält – gerade dann, wenn es zur Bewegung aus der Nische heraus kommt, und eine Praxisform Allgemeingut wird.

(5) Was macht Praxisformen *attraktiv*? Praktiken, die einen Spaßfaktor und Experimentierlust beinhalten, gewinnen an Strahlkraft und werden anschlussfähig an die Deutungsmuster und Erwartungen unterschiedliche Milieus und Diskurse, die zu einer positiven Feedbackschleife führen können. So können beispielsweise in *Urbanen Gärten* Erntedankfeste und abendliche Events stattfinden (z.B. Tangoabende am Himmelbeet in Berlin). Aber auch eine direkte Sichtbarkeit der Wirkung des eigenen Tuns kann – genauso wie Ermöglichung sozialer Kontakte – zur Attraktivität einer Praxisform beitragen. Beim *Umsonstladen* ist auffällig, dass konkurrierende Deutungsmuster (Kleiderkammer ebenso wie die Ebay-Schatzsuche) und die Notwendigkeit der Regelüberwachung schnell zu Konflikten führen. Auch mit Blick auf das „Angebot“ ist das Frustrationspotential hoch. Der Aspekt des Do It Together, etwa beim geselligen Reparieren von Gebrauchsgegenständen, fehlt.

5.2 Systems of Provision als Einschränkung und Chance

Aus unserer Analyse ergibt sich, dass Praxisformen im Bereich der Nahrungsmittelproduktion mehr Wirkkraft haben. Neben den oben diskutierten Kriterien spielen hier auch die Dinge selbst eine Rolle: Während wir einen Großteil unserer Nahrungsmittel lokal und eigenständig produzieren können, gibt es bei der Herstellung und der Reparatur von Gebrauchsgegenständen (vom Computer über Waschmaschinen bis zum Sofa) zahlreiche aufwändige Schritte, auch im Hinblick auf die Verfügbarkeit von Werkzeugen, Maschinen und Fähigkeiten. Plakativ gefragt: Wer kann und will eine Waschmaschinendichtung selbst herstellen oder reparieren lernen?

In beiden untersuchten Feldern existieren etablierte Systems of Provision. Die Möglichkeiten, hier Alternativen zu schaffen, und in diese Handlungsketten einzugreifen, sind allerdings unterschiedlich stark ausgeprägt. Der *Umsonstladen* hat als isolierte Praxisform kein hohes transformatives Potential. Er bleibt abhängig von den vorgeschalteten Systems of Provisions. Er kann nur anbieten, was an Gebrauchtgegenständen anfällt. Da SpenderInnen und EmpfängerInnen sich nicht notwendig überschneiden, bleibt die Nähe zu mildtätigen Einrichtungen und letztlich die Nische. Eine Ausweitung im Sinne einer soli-

darischen Ökonomie in Richtung der Eigenproduktion und Reparatur von Dingen ist möglich, gerät aber schnell in Konkurrenz zu den existierenden Warenketten. Entsprechend stellt sich dann die Frage nach der Ausdehnung der solidarischen Ökonomie – was in intentionalen Gemeinschaften (vgl. Kunze 2009) gut funktioniert, gerät ins Wanken, wenn „alle“ teilhaben können sollen.

Auch bei *Urbanen Gärten* begrenzt die Komplexität der Systems of Provision deren transformatives Potential in Bezug auf ihre Rolle für die Nahrungsmittelproduktion: Die Erträge in Urbanen Gärten sind zu gering, um Vollversorgung von Gemüse und Obst zu ermöglichen. Dies liegt an der Größe der Flächen, der Intensität und Verbindlichkeit des Arbeitsinsatzes der Engagierten und an Ernährungsgewohnheiten, die nicht auf lokal-saisonale Erträge beschränkt sein wollen. Urbanen Gärten wird deshalb kritisch entgegengehalten, es handele sich nur um symbolisches Handeln, um „nettes Gärtnern in der City“. Das Potential dieser Praxisform liegt allerdings nicht in der autarker Selbstversorgung, sondern in der Erfüllung der oben genannter Kriterien, die zu einer Strahlkraft und Anschlussfähigkeit für transformatives Praktiken führen, die weit über Nischen und Halbinseln hinaus reicht.

Ein höheres Potential, Systems of Provision zu verändern, haben Projekte der *solidarischen Landwirtschaft* wie Garten-Coops. Sie haben höhere Zugangsvoraussetzungen und stellen Spaß weniger in den Vordergrund, dafür weisen sie ein hohes Maß an Organisation auf und vermögen es, auch auf der Ebene der Erträge wirkmächtig zu werden. Sie entwickeln innovative Wirtschaftsweisen und Infrastrukturen und sind daher geeignet, andere Versorgungssysteme aufzubauen. Um Interessierten den Einstieg und den Zugang zu alternativen Versorgungssystemen und Infrastrukturen zu erleichtern, ist es förderlich, wenn Projekte der solidarischen Landwirtschaft niedrighschwellige Kennenlernangebote haben (z.B. Bestellung von Waren „à la carte“, ohne Verantwortungsübernahme im Projekt), um so Interessierten den Einstieg und letztlich den Zugang zu alternativen Versorgungssystemen und Infrastrukturen zu erleichtern.

5.3 Die Anschlussfähigkeit sozial-ökologischer Praxisformen

Ein Leitmotiv unserer Untersuchung war die *Anschlussfähigkeit*: Wie kann erreicht werden, dass neue und innovative Praxisformen in alltägliche Routinen eingebettet werden? Problematisch ist hierbei, dass Praxisformen, die gewohnte Selbstverständlichkeiten frag-

lich werden lassen, Abwehrreaktionen auslösen. Insofern stellt sich die Frage danach, was neue Praxisformen mit bestehenden Repertoires verbindet, und welche Überlegungen dabei zu beachten sind.

Ein wichtiger Aspekt ist hier die bereits angesprochene *Attraktivität*: Sozial-ökologische Praxisformen katalysieren dann Transformation, wenn es ihnen gelingt, alltagsrelevanten Handlungsweisen attraktive Deutungsmuster zur Seite zu stellen, z.B. die Freude am Gärtnern und Basteln bzw. den Spaß am Kleidertausch. Ebenso spielen *Raumbezüge* eine Rolle: Praxisformen, die vorhandene Räume nutzen (etwa Verschenkgale auf belebten Plätzen) oder die die sozialräumliche Infrastruktur aufwerten (Umwandlung von Brachen in Oasen), werden eher wahrgenommen und akzeptiert. Auch die Möglichkeit, verschiedenste *Skills zu erlernen*, und damit zu erfahren, dass die eigene Lebenswirklichkeit veränderungsoffen ist, trägt zur Anschlussfähigkeit bei.

Eine offene Frage bleibt, ob durch die Verknüpfung unterschiedlicher sozial-ökologischer Praxisformen deren transformatives Potential weiter gebündelt werden kann, wenn etwa in Urbanen Gärten Überschüsse aus Bio-Bäckereien geteilt werden und Kleidertauschparties stattfinden, wenn Nachbarschaftstreffs zu Verteilerpunkten für Gemüse aus dem Umland werden, oder wenn Repair Cafés durch urbane Kräuteroasen an Flair gewinnen. Möglich wäre – und das kann die zukünftige Entwicklung zeigen – dass diese sich so bis in die Mitte der Gesellschaft verbreiten. Möglich ist jedoch auch, dass solche Verknüpfungen den Effekt haben, gegenkulturelle Abgrenzungen und Distinktionseffekte zu provozieren. Umso wichtiger ist es, sich nicht auf sozial-ökologische Projekte zu begrenzen, sondern den Anschluss an bestehende Infrastrukturen zu suchen, z.B. indem sich Gärten an Schulen anschließen oder solidarökonomische Projekte in städtischen Räumlichkeiten stattfinden.

Verallgemeinernd kann hier von einem *Spannungsfeld* gesprochen werden, in dem sich transformative Projekte befinden. Die Stabilisierung eigener Deutungsmuster und Praktiken gelingt in (halb-)geschlossenen Formen am besten; idealerweise sollte es im gemeinschaftlichen „Do It Together“ keine Differenz zwischen Aktiven und NutzerInnen eines Projekts geben. Gleichzeitig streben viele Projekte einen niederschweligen Zugang und eine hohe öffentliche Sichtbarkeit an – beides erscheint uns wichtig, damit sozial-ökologische Praxisformen „aus der Nische heraus“ kommen. Mit dieser Öffnung gewinnt allerdings auch die Herausforderung an Bedeutung, sich mit dominanten gesellschaftli-

chen Diskursen auseinanderzusetzen, die gegenläufig zu den Deutungsmustern einer Praxisform sind. Hier besteht aus unserer Sicht weiterer Forschungsbedarf.

Wir wollen auch darauf hinweisen, dass sozial-ökologische Praxisformen zwar einen wichtigen Beitrag zur gesellschaftlichen Transformation leisten können, allerdings nur ein Element darstellen, um insgesamt zu einem Kulturwandel und letztlich auch zu einer Veränderung der gesellschaftlichen Strukturen und Machtbalancen zu kommen. Wenn wir in diesem Paper auf das transformative Potential des „bottom-up“ fokussieren, wollen wir uns keinesfalls auf den „Wandel von unten“ als einzige Strategie begrenzen. Zu den großen Herausforderungen der Transformation gehört dementsprechend die Auseinandersetzung mit den bestehenden gesellschaftlichen Strukturen, u.a. mit den vorhandenen Systems of Provision, die auf globaler Arbeitsteilung und Trennung von produktiven und reproduktiven Tätigkeiten beruhen.

Auch im Blick auf die Anschlussfähigkeit sozial-ökologischer Praxisformen ist die *Existenz vieler unterschiedlicher Optionen* ein wichtiges Element. Wenn es viele Möglichkeiten mit unterschiedlicher Verbindlichkeit gibt, von der service-orientierten Gemüsebox vom Biohof über Gemeinschaftsgärten im Stadtteil und Garten-Coops im Umland, können Menschen Praktiken wählen, die zu ihrer eigenen Lebenssituation passen. Durch eine solche Pluralität kommt es gar nicht erst zur Wahrnehmung von Suffizienz als unattraktiver Beschränkung. Vielmehr beginnt die Veränderung der Sinnhorizonte durch erfahrungsbasiertes Wissen nicht aus abstrakten, moralischen Überlegungen heraus, sondern weil die Optionen, die sozial-ökologische Projekte bieten – im übertragenen wie im wörtlichen Sinne – naheliegender sind und weil die Erfahrungen, die dort zu machen sind, die attraktiveren sind.

Abschließend stellen wir fest, dass die von uns skizzierte Vorgehensweise mit Fokus auf den Vorder- bzw. Mittelgrund des Sozialen sich als hilfreich erwiesen hat, um existierende sozial-ökologische Projekte zu analysieren. Allerdings müsste ein umfassenderer Ansatz dies mit einem expliziteren Blick auf den Hintergrund, auf gesellschaftliche Diskurse und Infrastrukturen und letztlich auch auf das Dispositiv der Kräfte verbinden, um das transformative Potenzial unterschiedlicher Strategien in einer sinnvollen Weise beschreiben zu können. Idealerweise sollte die eher mikrosoziologisch ausgerichtete Analyse also um makrosoziologische Ansätze ergänzt werden. Im Hinblick auf die hochgradig inter- und transdisziplinäre Problemstellung, die sich mit der Großen Transformation verbindet,

spricht zudem einiges dafür, unter anderem die hier ausgeklammerte Bewertung der ökologischen Auswirkungen unterschiedlicher Praxisformen – unter Berücksichtigung von Rebound-Effekten – einzubeziehen.

Literatur

- Amann, Klaus; Hirschauer, Stefan (1999): „Soziologie treiben. Für eine Kultur der Forschung“, *Soziale Welt* 50: 495 – 506.
- Aslan, Tom; Müller, Christa (2014): „Wohlstand ohne Wachstum“ (Interview), Februar 2014; URL: <http://www.youtube.com/watch?v=JTuSnDXDckg&feature=youtu.be>, Abruf Februar 2014.
- Baier, Andrea; Müller, Christa; Werner, Karin (2013): *Stadt der Commonisten: Neue urbane Räume des Do it yourself*. Bielefeld: Transcript.
- Biesecker, Adelheid; Hofmeister, Sabine (2006): *Die Neuerfindung des Ökonomischen. Ein (re)produktions-theoretischer Beitrag zur Sozial-ökologischen Forschung*, München: Oekom.
- Blätzel-Mink, Birgit u.a. (2013): *Konsum-Botschaften. Was Forschende für die gesellschaftliche Gestaltung nachhaltigen Konsums empfehlen*. Stuttgart: S. Hirzel.
- Brand, Karl-Werner (2009): „Systems of provision‘ und nachhaltiger Konsum“, in: Weller, Ines (Hrsg.): *Systems of provision & Industrial Ecology: neue Perspektiven für die Forschung zu nachhaltigem Konsum*. artec-Paper Nr. 162, Bremen, 9 – 40.
- Brand, Karl-Werner (2014): *Umweltsoziologie. Entwicklungslinien, Basiskonzepte und Erklärungsmodelle*. Basel und Weinheim: Beltz Juventa.
- CONTRASTE (2004): Themenschwerpunkt „Umsonstläden“, *CONTRASTE*, Nr.232.
- Corbin, Juliet; Strauss, Anselm (2008): *Basics of qualitative research: techniques and procedures for developing grounded theory*. Los Angeles: Sage.
- Fine, Ben (2002): *The World of Consumption. The material and cultural revisited*. London: Routledge.
- Foucault, Michel (1978): *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve.
- Habermann, Friederike (2009): *Halbinseln gegen den Strom. Anders leben und wirtschaften im Alltag*. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer.
- Hörning, Karl H. (2001): *Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens*. Weilerswist: Velbrück.
- Keller, Reiner (2011): *Wissenssoziologische Diskursanalyse*. 3. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Kunze, Iris (2009): *Soziale Innovationen für eine zukunftsfähige Lebensweise. Gemeinschaften und Ökodörfer als experimentierende Lernfelder für sozial-ökologische Nachhaltigkeit*. Münster: ecotransfer.
- Lange, Hellmuth (2000): „Eine Zwischenbilanz der Umweltbewußtseinsforschung“, in ders. (Hrsg): *Ökologisches Handeln als sozialer Konflikt*. Opladen: Leske + Budrich, 13 – 34.
- Le Guin, Ursula K. (1996): *The Dispossessed. An Ambiguous Utopia*. Glasgow: HarperCollins. [Orig: 1974]
- Leggewie, Claus; Welzer, Harald (2009): *Das Ende der Welt, wie wir sie kannten*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Mannheim, Karl (1970): *Wissenssoziologie*. Neuwied und Berlin: Luchterhand.
- Müller, Christa (Hrsg.) (2011): *Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*. München: Oekom.
- Nomadisch Grün (2012): *Prinzessinnengärten. Anders gärtner in der Stadt*. Köln: Dumont.

- Reckwitz, Andreas (2003): „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive“, *Zeitschrift für Soziologie* 32: 282 – 301.
- Schneidewind, Uwe (2013): „Die Zeichen richtig deuten. Auf dem Weg zu einer ‚transformativen Literacy‘“, *Politische Ökologie* Nr. 133: 39 – 44.
- Schneidewind, Uwe; Zahrnt, Angelika (2013): *Damit gutes Leben einfacher wird. Perspektiven einer Suffizienzpolitik*. München: Oekom.
- Shove, Elizabeth (2002): *Comfort, cleanliness and convenience. The social organisation of normality*. London: Berg.
- Shove, Elizabeth; Pantzar, Mika (2005): “Consumers, Producers and Practices. Understanding the invention and reinvention of Nordic Walking”, *Journal of Consumer Culture* 5: 43 – 64.
- Shove, Elizabeth; Watson, Matthew; Hand, Martin; Ingram, Jack (2007): *The Design of Everyday Life*. Oxford/New York: Berg.
- Wenke, Karl Ernst; Zilleßen, Horst (Hrsg.) (1978): *Neuer Lebensstil – verzichten oder verändern? Auf der Suche nach Alternativen für eine menschlichere Gesellschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Werner, Karin (2011): „Eigensinnige Beheimatungen. Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstands gegen die neoliberale Ordnung“, in Müller (2011), S.54 – 75.